

UMSCHAU

Wissenschaft – Mythos – Religion

In den Jahren nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und dem Ende einer der dunkelsten Epochen der deutschen Geschichte gewann das Lebenswerk des vor hundert Jahren, am 8. Juli 1858, geborenen und 1945 verstorbenen Paläontologen und philosophischen Denkers *Edgar Dacqué* neue Aktualität¹. Es war die Lehre eines vom christlichen Glauben geprägten Naturforschers von der dämonischen Gebundenheit und Erlösungsbedürftigkeit der menschlichen Natur. Es war aber auch die Lehre vom lichten Urbild des Menschen, das ideenhaft in der Schöpfung begründet liegt und letztes, höchstes Ziel aller Naturentwicklung verkörpert.

In vielgelesenen, mitunter heißumstrittenen Büchern, Aufsätzen und Vorträgen hatte Dacqué diese Gedanken immer wieder ausgesprochen, nicht darauf bedacht, ein neues philosophisches System zu begründen, sondern aus der Unmittelbarkeit eines geradezu prophetischen Schauens und Erlebens heraus, das ihn zu schöpferischer Gestaltung drängte. „Ich habe“, so schreibt er, „metaphysischen Raum durchwandert, und was ich dort sah und erlebte, berichtet, so gut oder schlecht es in meiner Sprache ging.“

Versucht man, Dacqués geistige Entwicklung aus seinem Lebensweg und seinen Schriften zu erschließen, so sind vor allem zwei Eigenschaften seines Wesens besonders hervorzuheben: eine starke, beinahe mystische Neigung zu philosophischem Meditieren über Natur und Menschenschicksal und eine tiefreligiöse Grundeinstellung zu allen Lebensfragen. Diese Eigenschaften in Verbindung mit der Paläontologie, seinem Lebensberuf (er war Professor und Konservator an der Staatssammlung für Paläontologie und historische Geologie in München), boten ihm die Möglichkeit, „Religion, Wissenschaft und Leben

in eines zusammenzuschmieden“, wie er in seiner Autobiographie bekennt.

Als Paläontologe ist Dacqué mit drei großen Werken hervorgetreten: „Grundlagen und Methoden der Paläogeographie“ (1915), „Vergleichende biologische Formenkunde der fossilen niederen Tiere“ (1921), „Organische Morphologie und Paläontologie“ (1935). Sie weisen ihn neben zahlreichen spezielleren Arbeiten sowie auch allgemeinverständlichen Darstellungen (z. B. „Die Erdzeitalter“, 1930) nicht nur als soliden Kenner seines Fachs aus, sondern lassen da und dort Denkansätze erkennen, die sich in den zeitlich parallel erschienenen philosophischen Schriften zu voller Breite entfalten, während sie hier nur sehr verhalten anklingen.

Eine Frage, die in Dacqués Werk zunehmend größere Bedeutung erlangt und von der Paläontologie zur Naturphilosophie überleitet, ist die Frage nach der naturgeschichtlich-metaphysischen Herkunft des Menschen. Als erklärter Gegner des Darwinismus lehnt Dacqué den Gedanken ab, der Mensch bilde nur das Endglied einer kontinuierlichen Entwicklungsreihe des Tierreichs, die mit den niedersten einzelligen Lebewesen beginnt und durch fortwährende Anpassung an die Umwelt und damit verbundene Auslese der bestangepaßten Arten zu immer höheren Organisationsformen aufsteigt. Ihm erscheint diese Lehre zu mechanistisch und zu sehr auf rein äußere Faktoren des Zufalls aufgebaut. Er wendet sich gegen die Vorstellung von „höher“ und „niedriger“ im Sinn der Entwicklungslehre und weist darauf hin, daß Höheres niemals aus Niedrigerem entstehen konnte, wenn es nicht schon von Anfang an als urbildhafte Potenz in ihm vorhanden war.

Jede erdgeschichtliche Epoche hat nach Dacqué bestimmte, charakteristische Lebensformen – er spricht von „Zeitsignaturen“ und

„Baustilen“ – hervorgebracht, das Erdaltertum etwa die Krebs- und Fischgestalt, das Erdmittelalter die Vogelgestalt und die Neuzeit schließlich in voller Entfaltung den Säugertiertypus. Diese Zeitformen seien aber nicht als eine durchlaufende Entwicklungslinie des Lebens zu betrachten, sondern gewissermaßen als blind endigende Seitenäste des Stammbaums, Sackgassen der Entwicklung, die jeweils dann enden, wenn eine Gattung oder Art ihre äußerste Spezialisierung in bezug auf ihre Umwelt erreicht bzw. überschritten hat. Jede Zeitform ist die Manifestation einer inneren Urform, die zwar selbst nicht als solche sichtbar in Erscheinung tritt, aber als gestaltende Idee, als „innere formbestimmende Potenz in äußeren sinnfälligen Arten und Gattungen“ am Werk ist.

Die durchgehende metaphysische Urform des gesamten Lebensstammbaums aber ist der Mensch. „In aller naturhistorischen organischen Entwicklung liegt der Mensch, aber nicht zuletzt und zufällig, sondern grundsätzlich und von Anfang an“ ist ein Kernsatz Dacquéscher Naturphilosophie. Die Tiere sind einseitige Abspaltungen aus der Urform des Menschen. Der Mensch stößt also sozusagen immer mehr Tierisches von sich ab, bis er schließlich, nachdem die Tiergestalten sich ihm mehr und mehr angenähert haben (zuletzt im Menschenaffen) als der jetzzeitige „Vollmensch“ die Bühne der Schöpfung betritt. „Die ganze Tierwelt zeigt auseinandergelegt alles, was der Menschenstamm von seiner Urform her potentiell, entelechisch enthält.“ Das ist im Grunde genommen dasselbe, was der Mystiker Eckehart zum Ausdruck bringen will, wenn er sagt: „Alle Natur meint den Menschen.“

In der Anfangsphase von Dacqués naturphilosophischem Denken tritt allerdings die Vorstellung der entelechischen Urform des Menschen, die nach und nach das Tierische von sich abstößt, noch zurück. Dacqué glaubte zunächst, der Menschenstamm sei schon in sehr frühen geologischen Epochen konkret-formhaft dagewesen. In dem Buch „Urwelt, Sage und Menschheit“ (1924) schockierte er die Schulwissenschaft mit der Behauptung, daß

der Mensch bereits seit dem ausgehenden Erdaltertum in den verschiedensten tierhaften Gestalten – den jeweiligen Zeitsignaturen entsprechend – existiert habe und Zeuge erdgeschichtlich-kosmischer Ereignisse und Katastrophen geworden sei, von denen in Mythen, Sagen und Märchen berichtet wird. Eine typische Zeitsignatur sei z. B. das sog. Stirnauge gewesen – man denke an die Sagengestalt des Polyphem. Es lasse sich bereits bei paläozoischen Wirbeltieren nachweisen und sei auch beim Menschen heute noch rudimentär in der Zirbeldrüse vorhanden. Dacqué nimmt an, es sei der Sitz gewisser telepathischer Eigenschaften des Urmenschen gewesen. Später hat Dacqué allerdings die Ansicht einer tatsächlichen physischen Existenz des Menschen in frühen Erdzeitaltern dahingehend modifiziert, daß er, wohl unter dem Eindruck der Archetypenlehre C. G. Jungs, ein biologisches „Gattungsgedächtnis“ der Menschheit voraussetzte. Jene urweltlichen Zustände mußten also nicht real erlebt worden sein, sondern sind archetypische Bilder, Spiegelungen eines über den Anfang der Menschheit hinausreichenden urbildhaften Gedächtnisses.

Das Urweltbuch wirbelte einigen Staub auf. Es kostete Dacqué eine fest in Aussicht stehende Professur in Berlin und kurz darauf eine Berufung an die Universität Breslau. Dabei war es erst ein Anfang. Wenn auch metaphysische Fragen schon sehr stark in ihm anklingen, so ging es zunächst doch noch mehr um die allgemeine anthropologische Frage des Alters der Menschheit und um die Bedeutung der Mythen bei der Erhellung frühmenschlicher Welt- und Seelenzustände. Das nächste Buch „Natur und Seele“ (1926) spürt den Fragen der metaphysischen Stellung des Menschen in der Natur intensiver nach. Dem mechanistisch-intellektualen Weltbild wird die „magische“ Weltanschauung gegenübergestellt, das Wesen des Magischen bis hin zur okkulten Zauberei in den verschiedensten Lebens- und Bewußtseinsbereichen untersucht. Die Fähigkeit, Naturvorgänge in ihrem inneren Zusammenhang „natursichtig“ zu erkennen und Naturkräfte magisch zu benutzen, ist dem Menschen der Spätzeit verlorengegangen. Er

kann nur „von außen“ an die Natur herantreten, ihre Phänomene beschreiben und mit dem Intellekt erfassen, ihre innere lebendige Einheit aber bleibt ihm verschlossen.

Alles äußere Naturgeschehen ist für Dacqué nur symbolischer Ausdruck einer inneren metaphysischen Wirklichkeit. Damit beschäftigt sich das Buch „Leben als Symbol“ (1928). Der Gedanke des im rational nicht erfassbaren Innenbereich der Natur angesiedelten ideenhaften menschlichen Urbilds, in den früheren Werken nur angedeutet, wird hier erstmals klar ausgesprochen. Im Gegensatz zum Urweltbuch wird „das Mythische im Dasein und im Erleben der Natur unabhängig von der Zeitbedingtheit zu fassen versucht“, wie es im Vorwort heißt. „Es wird eine innere Verbindung zwischen den beiden Weltanschauungen des Rationalen und des Mythischen gesucht, und diese liegt in der Herausarbeitung des Symbolischen.“

Dacqués Weltbild ist rein anthropozentrisch. Der durch Kopernikus und Darwin entthronte Mensch wird hier wieder zum Maß aller Dinge. An die Stelle mechanistisch-materialistischer Naturanschauung tritt eine idealistische Morphologie, die von der romantischen Naturphilosophie Schellings, auch von Schopenhauer und Fechner beeinflusst ist, deren Wurzeln aber weiter zurückreichen und in der Philosophie der Mystik ihren religiösen Urgrund finden.

Dieser Wurzelgrund des Religiösen wird bereits in „Leben als Symbol“ spürbar. In den späteren Werken verdichtet sich dann die religiöse Frage immer mehr zum zentralen Anliegen, etwa in „Natur und Erlösung“ (1933), einer Zusammenstellung von Aufsätzen und Vorträgen, und schließlich in den beiden Spätwerken „Das verlorene Paradies“ (1938) und „Die Urgestalt“ (1940), wohl den reifsten Schöpfungen Dacqués.

In ihnen wird die Urbildlehre des Menschen noch stärker unter dem rein religiösen Gesichtspunkt entwickelt, während der biologische zurücktritt. Grundthema und Ausgangspunkt ist der als Mythos verstandene biblische Schöpfungsbericht, wobei Mythos nicht als bloße Allegorie, sondern als Ausdruck innerer

metaphysischer Wirklichkeit gesehen wird. Der paradiesische, Gott gehorsame und zu ihm in lebendiger Ich-Du-Beziehung stehende Mensch wird nun für Dacqué zum wahren Urbild des Menschen. Durch die bewußte Abwendung von Gott, den „Sündenfall“ der Bibel, in den der Mensch die ganze Schöpfung mit hinein gerissen hat, ist ein Zustand dämonischen Selbstverwirklichungswillens eingetreten. Es ist der Beginn der „diesseitigen Naturgeschichte“, deren Wesen geprägt ist durch den beständigen Kampf ums Dasein, durch endlosen, sich immer mehr steigernden Wechsel der Lebensformen, durch die Eingrenzung des Lebens in die Kategorien von Raum und Zeit und damit durch Geburt und Tod in ununterbrochenem Kreislauf. Der Mensch ist sich der Gebrochenheit seiner Existenz bewußt, er weiß um das „verlorene Paradies“ und sehnt sich nach der reinen, ungebrochenen Urform seines Wesens, kann aber aus eigener Kraft nicht dahin zurückkehren. Sein ganzes Denken und Handeln ist vom Dämonischen bestimmt, von jener Gottabwendigkeit, die nur sich selber sieht, meint und zu verwirklichen sucht. Es ist der „Wille zum Dasein“ im Sinn Schopenhauers.

Das Dämonische ist eine Grundtatsache unseres Lebens und des Lebens überhaupt, ob es nun in seiner extremsten Konsequenz als das schlechthin Satanische auftritt oder auch in durchaus edler, vergeistigter Form, als Kunst, Wissenschaft, Humanität oder wie auch immer. Aus diesem dämonischen Gebundensein folgt die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen, die in Christus – nach Dacqué der Verkörperung des reinen, Gott zugewandten Urbilds des Menschen – ihre Erfüllung findet. Mit der Wiederkunft Christi und der Überwindung des Bösen in der Gestalt des Antichrists holt Gott am Ende der Zeiten seine Schöpfung wieder in die Urbildhaftigkeit zurück.

So mündet Dacqués Werk aus in einen eschatologischen Christusglauben, dessen Grundlage der christliche Mythos – das Wort wiederum in seinem Wirklichkeitssinn richtig verstanden – bildet. Die Paläontologie, sein Lebensberuf, war ihm dabei, obwohl er Bedeutendes in ihm leistete und ihm mit dem

ganzen Ernst seines Wesens anhing, nur eine Art „ancilla theologiae“, wenn auch eine sehr nützliche und unentbehrliche. Die Naturphilosophie ließ ihn die Brücke schlagen vom rein kausal-intellektualistischen Denken und Forschen zu jenem „Innenraum“ der Natur, der sich dem Zugriff des Rationalen entzieht. Auch hier sind es der Mythos und die rück-schließende Deutung des äußeren Naturgeschehens als Symbol einer metaphysischen Wirklichkeit, die diesen Innenraum zwar nicht erschließen, aber sein Wesen erkennbar werden lassen. Vom inneren lebendigen Zusammenhang aller Erscheinungen und Kräfte in der Natur spannt sich ein weiterer Brückenbogen unmittelbar zum Bereich des Religiösen, das für ihn in der christlichen Heilsbotschaft sich erfüllt. In dem gedankenreichen Buch „Vom Sinn der Erkenntnis“ (1931) hat Dacqué diese Stufen der Entwicklung sinnbildlich als Bergwanderung dargestellt, deren höchstes und letztes Ziel das auf dem Gipfel errichtete Kreuz als Symbol der Erlösung bildet.

Wenn wir die Frage nach der Relevanz von Dacqués Werk für unsere Zeit und ihre Wissenschaft wiederholen, so ist diese Frage in dreifacher Hinsicht bejahend zu beantworten. Dacqué hat durch sein Werk deutlich gemacht, daß sich physische und metaphysische Naturbetrachtung nicht gegenseitig ausschließen,

sondern vielmehr zusammengehören als untrennbare Teile einer tieferen Weltwirklichkeit. Er hat weiterhin, ausgehend von seiner paläontologischen Wissenschaft, ein neues Menschenbild aufgezeigt, ein Bild, das den Menschen nicht mehr als bloßes Endglied einer mechanischen Entwicklungskette des Tierreichs erscheinen läßt, sondern ihn in seiner Gott-ebenenbildlichkeit als Urform und höchstes Ziel der Schöpfung begreift. Und nicht zuletzt hat er sich gegen die Auffassung gewendet, als gebe es so etwas wie eine voraussetzungslose, „wertfreie“ wissenschaftliche Forschung, die nichts anzuerkennen habe, was nicht innerhalb der Grenzpfähle ihres rationalen Erkenntnisbereichs liege.

Diese drei Gesichtspunkte, die Erkenntnis einer lebendigen Weltidee, einer aus innerer Urbildlichkeit wirkenden Schöpfung und einer sittlichen Verantwortung des Menschen vor Gott haben für unser heutiges Denken und Forschen keine geringere Verbindlichkeit als für die Zeit, da ihnen Dacqué leidenschaftlich und beredt Ausdruck verlieh.

Günther Buttman

¹ Zum Werk Dacqués vgl. in dieser Zschr. K. Frank, Wissenschaft vom Leben und Lebensweisheit: 123 (1932) 161–172; ders., Dacqués Naturphilosophie: 137 (1939/1940) 44–48.